

JOHANNA WOLFF

LEBEN UND WERK



Herausgegeben von der Landsmannschaft Ostpreußen, Abteilung Kultur

Liebe Landsleute!

Unvergessen und noch immer sehr nahe ist uns Älteren das Buch vom „Hanneken“ aus Tilsit, das Buch von Arbeit und Aufstieg unserer Johanna Wolff, deren Gedichte und Erzählungen heute völlig vergriffen und uns daher nicht mehr zugänglich sind. Weil das so ist und weil wir sie wieder stärker bei uns haben wollen und aus dem Leben und Werk dieser ostpreußischen Frau so viel für unser eigenes Leben lernen und inneren Reichtum gewinnen können, hat Margarete Kudnig jetzt für uns den Weg nachgezeichnet, den Johanna Wolff gegangen ist, und dazu eine kleine Auswahl aus ihrem Schaffen getroffen. Herzlicher Dank sei ihr an dieser Stelle dafür gesagt, ebenso Herrn Heinz Grothe, der Fotos aus seinem Archiv zur Verfügung stellte und uns als Nachlaßverwalter den Nachdruck erlaubte.

Johanna Wolff war, wie Johanna Ambrosius, ein echtes Kind ihrer ostpreußischen Heimat und kam, genau wie diese, als Dichterin zu ihrer Zeit zu hohem Ansehen. Sie hatte keine eigenen Kinder, aber Mutterliebe, die die früh Verwaiste so sehr hatte entbehren müssen und später in reichem Maße in ihrem Schwesternleben verschenkte, — und Mutterpflichten stehen im Mittelpunkt fast all ihrer Werke. Über das dichterische Schaffen hinaus ist ihr tapferes Leben, ihre Gradheit und Kraft, ihre leidenschaftliche Liebe zu Heimat und Vaterland zu einem Sinnbild des zähen, arbeitsamen, unverwüstlichen Ostpreußen geworden und könnte vorbildhaft sein für manchen Menschen der Gegenwart, der mit seinen Problemen nicht fertig wird.

Vielleicht würde Johanna Wolff, wie jeder Künstler, sich dagegen wehren, wenn nicht allein das Werk, sondern auch das Leben in den Vordergrund der Betrachtung gestellt wird. Aber gibt es wohl etwas Größeres und Schöneres, als wenn Leben und Werk eines Künstlers eine harmonische Einheit darstellen? „Sie schaute alle Dinge der Schöpfung an mit wissenden und lieb-reichen Augen. Werte holte sie herauf aus Urtiefen, jung und glänzend, und die Sprache schien ihr das herrlichste Spiel, diese Werte auszudrücken.“ So heißt es in ihrem „Hanneken“. Möge unsere kleine Herausgabe nun recht vielen Menschen in die Hände kommen, die Kraft und guten Mut daraus gewinnen.

HANNA WANGERIN

Wiegenlied

Rauschende Bäume wiegt draußen der Wind
und schüttelt die Vöglein im Nest,
und wenn die Kleinen recht artig sind,
gibt Mutter morgen ein Fest.
Frau Spinne im Walde macht seiden Gewand,
Herr Hase bringt Strümpfe und Schuh,
vom Hügel her kommen die Zwerge gerannt
im Hemdelein, grad so wie du.

Die Vöglein schlafen im Lindenbaum,
kein einziges guckt aus dem Nest;
das Kleinste piept nur leise im Traum
und hält sich am Brüderchen fest.
Frau Spinne, Frau Spinne, wo ist dein Gewand?
Herr Hase, gebt Strümpfe und Schuh!
Mein Kindlein guckt übern Wiegenrand
und Mütterchen lächelt ihm zu.

Johanna Wolff, geb. Kielich, wurde am 30. Januar 1858 in Tilsit geboren. Sie war 40 Jahre alt, als sie ihren ersten Gedichtband veröffentlichte und 50 Jahre, als sie ihr erstes Prosabuch schrieb: Hanneken, ein Buch von Arbeit und Aufstieg. Es ist die Geschichte ihres Lebens, die sie in aller Einfachheit erzählt, ohne jede Rührseligkeit. Da wird das Bild des Vaters vor uns lebendig, ein einfacher Schuster, der bei aller Liebe zu seiner Familie und zu seinem Handwerk immer wieder von Fernsehnsucht gepackt wurde und in die Weite zog, weil die kleine Welt des Alltags ihm zu eng geworden. Nach seiner Heimkehr mußte er von dieser Welt so spannend zu berichten, daß alles ihm bewundernd zuhörte, auch die Frau, die ihm verzieh, und das Kind, das ihn noch nicht verstand. (Der Gang nach Ragnit — Siehe Arbeitsbrief „Aus dem Leben ostpreußischer Mütter“ Seite 5)

Wenn der Vater der Dichterin die Sehnsucht nach einem geistigen Höhenflug vererbte, so war die Mutter das behütende, das bewahrende Element. Sie schenkte dem Kind trotz aller Not und Armut die Erinnerung an einige wenige Jahre glücklicher Geborgenheit. Aber so viel sie auch getan haben mag in aufopfernder Liebe, das Beste war doch, daß sie ihm die ungetrübte Verehrung zu diesem Vater, dessen Besonderheit es schon zu ahnen schien, erhalten hat. Auch als vornehme Kaufmannsfrau hat Hanneken sich seiner nicht geschämt. Bei einer Festtafel brüstete sich der Tischherr, der vielleicht um ihre einfache Herkunft wußte, ein wenig: „Mein Vater war Senator!“ Hanneken hob lächelnd ihr Glas: „Und mein Vater war Schuster!“ —

Sie war noch keine sieben Jahre alt, da starb der Vater und nur wenige Monate später brachte man auch die Mutter ins Krankenhaus. Das Kind ging sie dort besuchen und fand die tote Mutter im Leichenkeller, völlig entkleidet, nur mit einem durchlöcherten Tuch bedeckt!

Das ist der Tod?

Hier ruht das stille Kleid,
das eine große Seele hielt gefangen;
den lautren Tropfen hat die Ewigkeit
des ewigen Lebens wert zurück empfangen.

Es gibt kein Sterben! Dieses Erden-Haus
baut weit ins Unerforschte sich hinaus.
Was hier gewesen, wird sich selbst erwecken,
den goldenen Grund der Dinge aufzudecken,

und Kräfte, die sich schaffend hier gefunden,
im Kranz des Werdens bleiben sie verbunden.
Geheimnisvolle Fernen werden Licht:
Tod entschleiert nur des Lebens Angesicht.

Hanneken kam als Stadtwaisenkind in das Haus der Nachbarin Frau Misch. Diese mag es auf ihre Weise geliebt haben, aber sie war eine harte Frau, die selbst vom Leben hart angepackt worden war. „Wo die hintrifft, da wächst kein Gras nicht mehr!“, sagte Heiner, der erwachsene Sohn von der eigenen Mutter. Dieser Heiner wurde wie ein großer Bruder zum Trost und zur Freude des verlassenen Kindes. Er trocknete so manche Träne und wehrte so manche Tracht Prügel ab. Er brachte ihm das Lesen bei und sogar das sehr viel schwierigere Stricken und Stopfen.

Heiner war die einzige Hoffnung auf eine bessere Zukunft, denn er hatte gesagt: „Wenn du groß bist, feiern wir zusammen Hochzeit mit Musikanten und Schweinebraten!“ Musikanten und Schweinebraten, das war etwas! Aber dann hatte Heiner eines Tages doch eine richtige Braut. Das Kind, in dem sich durch den ständigen Druck eine zähe Ausdauer, ein harter Mut gebildet hatte, der die weichen Anlagen von Seiten des Vaters ausglich, war um eine neue Enttäuschung und eine neue Lebenserfahrung reicher geworden. „Es gehört alles dazu und muß gelebt werden!“ — Ob diese Devise, die wie ein Leitspruch über dem ganzen Leben von Johanna Wolff steht, auch von Frau Misch stammt, ist nicht mehr festzustellen. Sie verfügte sonst über einen großen Vorrat mehr oder weniger weiser, oft sehr volkstümlicher Sprüche, die sie anscheinend als ein höheres Bildungselement ansah und bei jeder Gelegenheit anwandte.

„Nach einer Feder muß ein Mädchen über 7 Zäune springen“, sagte sie — und „Sieh, was kriecht und nicht was fliegt“ — oder „Klag dem Steen on behold dine Scherme for di alleen!“ Natürlich sprach sie nur plattdeutsch, und noch als Johanna Wolff mit 70 Jahren ihr zweites Lebenserinnerungsbuch schrieb, erinnerte sie sich dieser vertrauten Laute und solcher volksnahen Sprüche. Sie waren irgendwie zu einer tragenden Grundmelodie ihres Wesens geworden und trugen dazu bei, daß sie trotz der langen Abwesenheit ihre ostpreußische Eigenart niemals verlor. —

Zu den Dingen, die gelebt werden mußten, gehörten nicht nur die rauen Erziehungsmethoden der Frau Misch, es gehörten dazu die oft so harten ost-

preußischen Winter, die sommerliche Arbeit auf dem Kartoffelacker und den Tabakfeldern, und es gehörte dazu das Notstandsjahr. (Siehe Anhang „Das Notstandsjahr“ — Seite 20)

Hanneken lernte früh, was Armut heißt und daß man sich auch selber helfen kann!

Der liebe Gott ist nichts für uns Arme, der hält es mit den Reichen!" sagte Frau Misch, und so ist es nicht zu verwundern, daß auch Hanneken in keinem besonders verbindlichen Verhältnis zu ihm stand.

„Aber wenn sie abends manchmal allein durch die Dunkelheit laufen mußte, war es doch merkwürdig beruhigend, an ihn zu denken, und es war so bequem, weil man ihn im Hellen gleich wieder vergessen konnte! Die freundliche Lehrerin, Fräulein Bitt, hatte von dem Herrn Jesus erzählt, der so gut und sanft gewesen, daß er sich ohne Widerrede hatte ans Kreuz nageln lassen. Davor hatte Hanneken keine Hochachtung. Gar keine. Und daß der Heiland Schmerzen ausgestanden und Angste, brachte ihn dem Hanneken erst recht nicht näher. Was war denn dabei? Das gehörte alles dazu und mußte gelebt werden. War er nicht dreißig Jahre alt gewesen, als es ihm schlecht ging? Neun Jahre war Hanneken alt und hatte schon so viel Schweres durchgemacht. Jesu Mutter war nicht für arm begraben worden, die war am Leben geblieben und hatte ihn lieb gehabt. Sie stand unter seinem Kreuz und hielt seine blutenden Füße umfaßt, sie tröstete ihn mit ihren Augen voll Liebe. Wie konnte man so viel Aufheben machen von den Schmerzen eines Menschen, der eine Mutter gehabt . . ." —

Das sind seltsame Gedanken für ein so junges Menschenkind, das sich im Geheimen immer noch nach der mütterlichen Wärme sehnt. Was hatte doch die Mutter gesagt, wenn es dem Kind abends die Decke fest an den kleinen Leib stopfte? „Krup unner, krup unner, de Welt ös die gram!" —

Die Sehnsucht nach der Geborgenheit in irgend einer Gemeinschaft brachte es wohl mit sich, daß Hanneken, nachdem die Konfirmation ohne besondere Eindrücke vorübergegangen war, durch eine Schulfreundin, das Malchen Szillat, zu den Gebetsversammlungen der im Memelgebiet viel verbreiteten Sekte der Mucker fand. Zum erstenmal wurde sie, so schreibt sie, „angerührt wie unter den Flügelschlägen einer ungeheuren Kraft."

Immer stärker wurde das Verlangen nach einer geistigen Betätigung, und unersättlich war der Lesehunger. In dem Hausstand der Lehrerin Fräulein Bitt, die sich des etwas verschüchterten Mädchens angenommen hatte, lernte sie nicht nur viel Nützliches für das praktische Leben, es fanden sich dort auch allerlei interessante Hefte zum Lesen, vor allem die „Gartenlaube", die ja auch schon einmal für Johanna Ambrosius das Tor zu einer neuen, ungeahnt schönen Welt der Träume geworden war. Alles begann in dem jungen Menschenkind zu gären und zu arbeiten. In diese Zeit fiel der erste Theaterbesuch, der sie durch und durch erschütterte, und es entstanden die ersten Gedichte, seltsamerweise meist religiöser Art.

GOTT

Ich weiß nicht, wer du bist, geheimnisvoller Gott,
ich weiß nicht, wie du bist und wo du wohnest,
ob du im Licht, ob du im Dunkeln thronest,
und ob du strafen kannst, ob du mir lohnest —
ich weiß es nicht.

Ich bete mit in deiner Kinder Schar
und hebe meine Hände ganz im Stillen.
Hart stößt mein Wille gegen deinen Willen,
geheimnisvoller Gott, der ist und war.

Ich selbst, ich bin ein Göttliches aus dir.
Aus deiner Fülle rann mein Tröpflein Leben
in diese Endlichkeit;
du wirst mir geben
Unendlichkeit:
Erfüllung — Lösung — Ruh.

O du!
Schließ vor mir deine Herrlichkeit nicht zu.
Aus tausend Gräbern stieg ich auf zu dir.
Nun gib du mir,
was mein und dein:
Gib mir
in dem was ist und wird,
geheimnisvoller Gott,
dir gleich zu sein!

Von dem Theater sagte Malchen Szillat, es sei weltlich und die Gedichte bekam sie nicht zu sehen. Hanneken in ihrem gesunden Menschenverstand versuchte, beiden Welten gerecht zu werden: sie fuhr zwar am Johannisabend mit zum Wettrudern auf den großen Teich, auf dem Teertonnen abgebrannt wurden und dessen Ufer in solch geheimnisvollem blauem Dunkel lockten. Ja, sie setzte sich in den Kahn des heimlich verehrten Fritz Baumann, aber — schlich sich bei Seite, als es galt, die Kleekränzchen auf die Weiden zu werfen. Denn sie wußte, wessen Kränzlein zerriß, der war zum Küssen freigegeben. Und das wollte Hanneken nicht, so gern sie es getan hätte! Malchen Szillat hatte gesagt: „Es ist weltlich!“, und Hanneken wollte dem lieben Gott doch wirklich ein Opfer bringen! —

Und du merkst es nicht!

Lautlos wie die Wolken eilen,
leise wie das Mondenlicht
schleicht sich in das Herz die Liebe,
und du merkst es nicht!

Wie der Sonnenglanz vom Himmel
in der Blumen Angesicht,
spiegelt sich im Aug' die Liebe,
und du merkst es nicht!

Wie sich dort die grüne Ranke
zärtlich um die Mauer flicht,
spinnt dich ein die süße Liebe,
und du merkst es nicht!

Heimlich ist der Lenz gekommen,
jede Knospe schwillt und bricht
und ein ganzer Liebesfrühling
leuchtet, lacht dir ins Gesicht —
Und du merkst es nicht!

Gasthaus - Luit

Kopf gasthaus bring die Hauptzelle,
das Luit mit liebevoller Hand
im Bleifunden Kopf aus galvante.
Auf letzten Curstag um Gasthaus und
Luit = Hauptzelle gebeten im Gemme Haus,
aber Luit aus gewissener Munde.
Auf nicht am Zungel im oben Luit
vorigen die Klamm in viel bewirkt,
als ob für die Luit aus gewissener Munde.

Luit Hauptzelle das Luit das Hauptzelle,
gewissener die liebevoller Hand
im Bleifunden Kopf aus galvante.
Auf letzten Curstag um Gasthaus und
Luit = Hauptzelle gebeten im Gemme Haus,
aber Luit aus gewissener Munde.
Auf nicht am Zungel im oben Luit
vorigen die Klamm in viel bewirkt,
als ob für die Luit aus gewissener Munde!

Luit Wolff

Immerhin: durch die Gemeinschaft der Mucker wurde dem Hanneken der Weg geöffnet aus der Enge des Tilsiter Schleusenwinkels. Ein Prediger der Gemeinschaft nahm sie in sein Haus nach Memel, und von dort aus wurde für sie eine Möglichkeit gefunden, irgendwo in der Mark Brandenburg als christliche Kleinkinderpflegerin ausgebildet zu werden. Die Reise dorthin, die damals noch 2 Tage und eine Nacht dauerte, war der endgültige Abschied von der Kindheit, von Tilsit, von Ostpreußen und von Frau Misch, die sie ungern ziehen ließ, aber im Ganzen doch ein wenig stolz war auf ihre vermeintlich gute Erziehungsmethode: „Wenn eck di nich so dreschd harr!“, sagte sie. — Wenn diesem ersten Teil von Hannekens Leben besonders viel Raum gegeben wurde, so geschah es, weil darin so viel typisch ostpreußisches Leben geschildert wurde und auch, weil in diesen Jahren Johanna Wolffs typisch ostpreußische Wesensart geprägt wurde.

Ein umfassendes Bild der Vaterstadt Tilsit zeichnet Johanna Wolff in ihrem Hannekenbuch nicht. Auch die ostpreußische Landschaft tritt in ihren Erinnerungen wenig in Erscheinung, ebenso wie sie die Kurische Nehrung anscheinend nicht kennengelernt hat, obwohl sie doch 1½ Jahren in Memel lebte. Das liegt wohl daran, daß das heranwachsende Mädchen so hart in den täglichen Arbeitsprozeß eingespannt wurde. Bei den eiligen Botengängen, wenn sie mit der Peede die schweren Töpferwaren auf den Markt schleppen mußte oder wenn sie mit Frau Misch beim Jäten über das Steinpflaster vor der reformierten Kirche rutschte, hatte Hanneken wenig Muße, das Bild der Stadt in sich aufzunehmen. Was aber noch bis ins Alter lebendig blieb, das waren die Stätten der kindlichen Spiele, der Weg zur Schule, das waren die Kartoffel- und Tabakfelder in den Putschinen, war der Kirchhof mit den Gräbern der Eltern und war — der Schleusenwinkel.

Volkswaise

Und die Zwiebel braucht Sonne
und der Kürbis braucht Licht,
und der Himmel braucht Sterne,
sonst sieht man ihn nicht.

Und die Wiese braucht Gräser
und der Stein braucht den Stein,
und der Mensch braucht den Menschen,
um glücklich zu sein.

Und der Kürbis und die Zwiebel
und die Sonne und die Stern
gehn alle mit einander
und haben sich gern.

Nur der Mensch läßt sein Liebchen
wohl im Kummer allein.
und die Zwiebel schafft Tränen,
und das soll wohl so sein. —

Wer noch im Alter solch reizvoll kindliche und volksliedhafte Verse zu schreiben weiß, beweist damit, daß er sich ein junges Herz bewahrt hat und ein tiefes Gemüt, das sich in die Seele junger Menschen einfühlen kann.

Somit hatte Hanneken mit ihrer Berufswahl bestimmt das Richtige getroffen. Trotzdem war die Ausbildung für das begabte, aber äußerlich doch noch recht unbeholfene Ostpreußennädchen, das über erstaunlich viel Eigenwillen verfügte, gewiß um vieles schwieriger als für die neuen Kameradinnen, die als Töchter von Ärzten, Lehrern oder Pastoren eine beneidenswerte Sicherheit mitbrachten. Aber — „das gehört alles hinzu und muß gelebt werden!“, sagte das Hanneken und biß sich durch.

Sie bekam ihre erste Anstellung, ihr erstes Gehalt, machte die ersten Urlaubsreisen und kam nach zehn Jahren zum erstenmal wieder nach Tilsit. Es war der endgültige Abschied von der Jugend, und je mehr sie sich dieses ersten Hauches von Freiheit bewußt wurde, umso drückender empfand sie den Zwang, dem sie durch ihre Zugehörigkeit zum Diakonissenhaus unterworfen war, umso geringer wurden die Möglichkeiten, das Leben nach eigenen Wünschen zu gestalten, umso lastender wurde die ewige Unterordnung und die geistige Bevormundung.

„Du bist das Merkwürdigste, das mir vorgekommen! Wartest du immer noch, daß jemand kommt, der dich auf den Kirchturm setzt?“, hatte der Vorsteher gesagt, ohne zu ahnen, daß dies doch noch einmal geschehen würde. Nun, das Ostpreußennädchen Hanneken hat wohl bei sich gedacht: „Wenn mich niemand auf den Kirchturm setzen will, werde ich ihn selbst erklettern!“



So löste sie sich von den Diakonissen. Fünf Goldstücke und kein Zeugnis, — sie war ja eine Abtrünnige! — war alles, was sie nach zwölfjähriger Arbeit mitnahm in das Leben der ersehnten Freiheit. In Hamburg begann für Johanna Wolff noch einmal eine harte Lehrzeit beim Roten Kreuz, und ein Leben schwerster Arbeit. Damals mußten die Schwestern noch selbst die Fußböden der Krankenzimmer scheuern und Kinderwindeln waschen! Immer neue Menschenschicksale wurden an sie herangetragen, die den eigenen Gesichtskreis erweiterten. Neben dem Leben aber, um das so oft bitter gekämpft wurde, war es das Geheimnis des Todes, von dem die junge Schwester sich immer wieder angerührt fühlte und das sie zu ergünden suchte. Und es kam die Stunde, wo sie selbst während einer schweren Typhuserkrankung ganz nah dieser Grenze zwischen Tod und Leben schwebte!

Das bisschen Leben

Warum man's immer weiter trägt,
warum man's nicht zerbricht, zerschlägt,
es hat ja so wenig zu geben —
das Leben — das bisschen Leben.

Man hält den Strick schon in der Hand
und wirft ihn wieder in den Sand
und meint, es ginge noch eben —
das Leben — das bisschen Leben.

Es hat uns allesamt genarrt,
am Ende wird man eingescharrt,
so läßt man's verblassen, verschweben,
das Leben — das bisschen Leben.

Lacht's dir hier unten morgenrot,
Gesundheit, Sonne und dein Brot,
dann hat es sein Bestes gegeben,
das Leben — das bisschen Leben.

Vielleicht hebt's jenseits wieder an,
so irgendwie und wo und wann:
Alles Werden und alles Weben —
ein bisschen — ewiges Leben!

Es kam für Johanna Wolff die große Zeit der Bewährung während der Cholerazeit in Hamburg, und es kam die Nacht, wo sie dem Tod ein schon fast verlorenes Leben abringen konnte, es war Gustav Wolff, für den die Begegnung mit dieser fast 10 Jahre älteren Frau, die in ihrer Urwüchsigkeit immer neu aus den Quellen des eigenen Seins zu schöpfen schien, ebenso zum Schicksal wurde wie dem Hanneken, für die die sieben Jahre lange Freundschaft mit dem hochgebildeten Mann zu einer wahrhaften Schule des Geistes und zu einem Durchbruch ihrer schöpferischen Fähigkeiten wurde. Allen Widerständen der Familie zum Trotz wurde die Ehe geschlossen, und „Hannekens große Fahrt“ begann, wie sie ihr zweites Erinnerungsbuch später nannte.

Auch dieses neue Leben brachte Konflikte mit sich, wie wir heutigen, kinoerfahrenen Menschen sie uns kaum vorstellen können. Die allzeit Dienende wurde Herrin eines Hauses mit zahlreichem Personal. Wie begegnete man all den neuen Menschen und Pflichten? Wie fand sich die richtige Frisur für die Haare, die stets unter der Schwesternhaube verborgen gewesen waren? Plötzlich gab es Kleidensorgen, nachdem man jahrelang in der einfachen Tracht immer richtig angezogen und — immer geachtet gewesen war. Die Menschen der Gesellschaft, mit denen sie nun leben mußte und die dem Hanneken durchaus nicht immer sehr imponieren konnten, gaben immer neue Rätsel auf. Das größte Rätsel aber war der Mann!

Zwei Menschen sehr unterschiedlichen Alters und Herkommens, jeder für sich schon eine geschlossene Persönlichkeit. Jedes voll Liebe und Achtung bedacht, die Eigenwelt des anderen zu respektieren, waren sie doch wie zwei Kreise, die sich nur an den Außenrändern berühren, eines dem andern ganz nah und doch nie ganz eins.

„Es gehört dazu und muß gelebt werden!“, dachte das Hanneken, in dem jetzt die mütterliche Seite ihres Wesens neben dem durch seine Leiden mehr noch auf sie angewiesenen Mannes voll zur Entfaltung kam. Sie ging dem Schmerz nicht aus dem Wege wie heute so manches moderne Ehepaar, für das auf die erste Enttäuschung gleich die Scheidung folgt. Aber die Sehnsucht, die trennende Wand des Schweigens zwischen sich und dem liebsten Menschen zu durchbrechen, hat sie wohl erst richtig zur Dichterin gemacht.



Sprich wie mit einem Freund mit mir,
derweilen noch die Sonne scheint;
auf deiner Schwelle sitzt und weint
meine Seele nach dir.

Wie mit dir selber sprich mit mir
und sag mir dein geheimstes Wort —
ich gäbe den blauen Himmel fort
um solchen Laut von dir. —

Später, als Johanna Wolff mit uns in Verbindung trat, kam kein Brief, in dem sie nicht voll Herzlichkeit und Dankbarkeit von ihrem „liebsten Menschen“ schrieb, der ihr bis in ihr hohes Alter ein rührender Helfer war, der mit seinen halbgelähmten Fingern immer wieder die schwer zu entziffernden Manuskripte abschrieb und die umfangreiche Korrespondenz erledigte. Er hatte auch von Anfang an die dichterischen Arbeiten seiner Frau sehr ernst genommen, war ihr dank seiner umfassenden Bildung ein fördernder Kritiker und dank seiner geschäftlichen Verbindungen ein guter „Manager“, wie man heute sagen würde. Später allerdings verlor er ein wenig den rechten Maßstab in der Beurteilung ihrer Möglichkeiten, und in der Überschätzung grad ihrer letzten Arbeiten hat er ihr leider bei der Presse und bei den Verlegern oft ein wenig geschadet.

Die ersten Gedichte von Johanna Wolff wurden von Detlev von Liliencron und Richard Dehmel ihrer Ursprünglichkeit und Tiefe wegen begeistert begrüßt. Es handelt sich meist um Gedankenlyrik. Sie bevorzugte den freien Rhythmus, der, oft ein wenig streng und schwer, etwas vom Wesen ostpreußischer Men-

schen und ostpreußischer Sprache in sich zu tragen scheint. Daneben wieder die entzückenden Kinderlieder, die von den Schwestern Milthaler so reizend vertont und gesungen worden sind. Auch in ihren Märchen für Große und Kleine („Der liebe Gott auf Urlaub“), findet man diesen leicht schwebenden Klang.

Dein Teil am Menschentum

Was grämst du dich?

Auf einen Punkt kommt schließlich alles an:
ein bißchen Glück zu geben und zu haben,
am Becher, den man reicht, sich selbst zu laben,
tu sonst ein jeder, wie er mag und kann.

Kannst du ein Saatkorn in die Sonne rücken,
ein einzig Mal ein Menschenherz entzücken —
ob Jener dies, ob Dieser jenes kann:

Du hast dein Teil am Menschentum getan
und brauchst dich nicht beschämt davon zu drücken.
Was grämst du dich?

Mit 50 Jahren veröffentlichte Johanna Wolff ihr Hannekenbuch. Es erlebte insgesamt eine Auflage von 50 000 Stück, und es ist wert, auch heute noch als das Beste von ihr gelesen zu werden. Auch auf dem dramatischen Gebiet hat Johanna Wolff sich versucht, doch konnte sie mit den beiden Schauspielen „Die Meisterin“ und „Susannes Rosengarten“ auf der Bühne keinen bleibenden Erfolg erringen. In ihren Novellen, die zuerst in dem Band „Schwiegermütter“ herauskamen, und von denen man „Die Grabe-Dore“ und „Mutter Trapp“ wohl als Meistererzählungen bezeichnen kann, erweist Johanna Wolff sich als scharfsinnige Beobachterin, als gute Psychologin, als lebendige, volksnahe, humorvolle Erzählerin und als mütterliche Frau.

So wie ein Maler oft immer das gleiche Motiv gestaltet und ihm immer neue Wesenszüge abringt, so bezeichnete sie immer wieder das Bild der alleinstehenden, vornehmlich der unverheirateten Mutter, für die damalige Zeit noch ein recht heißes Thema. Sie tat dies ohne alle Voreingenommenheit, ohne alle Prüderie, aber auch ohne jede Rührseligkeit und Romantik. Sie klagt nicht an, sondern sie zeigt einfach, wie man damit fertig wird. Jede Wehleidigkeit ist ihr fremd, es gehört eben alles dazu und muß gelebt werden! Hinter mancher ihrer Gestalten glaubt man die Pfliegermutter Frau Misch zu sehen, die einst vor den Augen des Kindes ihren zweiten Ehemann, den sie auf verbotenen Liebespfaden ertappte, zum Fenster hinausprügelte und unerbittlich so lange in der Kalkgrube stehen ließ, bis der Zorn verraucht war. Und als das einzige, sehr geliebte Enkelkind im zartesten Alter starb, sah die alte Frau drohend zum Himmel. „De Ohle doa, de hett noch moal eenen swoaren Stand möt mi!“

So haben ihre Frauengestalten bei aller mütterlichen Wärme immer etwas von einer männlichen Strenge, Tatkraft und oft auch Grobheit. Man denke an die Grabe-Dore, die zur Totengräberin wird, als es Not am Mann war und die dem nach dem Tod seiner Frau völlig haltlos gewordenen und dem Trunk ergebenen Schwiegersonn, der dem eigenen Kind die Spargroschen gestohlen hatte, unerbittlich einen Fluch nachruft.

Bei den Romanen vermißt man leider oft die gleiche künstlerische Geschlossenheit. Johanna Wolff war über 60 Jahre alt, als sie den Entwicklungsroman „Hans Peter Kromm“ schrieb, in dem sie sich mit den Jugendproblemen der Nachkriegszeit auseinandersetzte und sich um die Verwirklichung der neuen sozialen Ideen bemühte.

„Andreas Verlaten“ ist die Geschichte eines entlassenen Offiziers, der sich aus Scham über den verlorenen Krieg und seine Folgeerscheinungen von allen Menschen zurückzieht und erst in die Gemeinschaft der Dorfbewohner zurückfindet und von ihnen in ihre Gemeinschaft wieder aufgenommen wird, als er bei einem Waldbrand sein Leben für diese Gemeinschaft einsetzt. —

Als Johanna Wolff „Vogelreuthers Mühle“ schrieb, war sie 80 Jahre alt. Sie schildert den vergeblichen Kampf eines alten Windmüllers gegen die Neuerungen der modernen Technik und seinen fanatischen Haß, dem er selbst zum Opfer fällt.

Man sieht, es handelt sich um keine sogenannten Frauenromane, sondern um durchaus männliche Themen. So sehr die Verfasserin sich aber bemühte, zeitnah zu sein, so lebte sie damals, auch räumlich gesehen, doch schon ein wenig abseits der Zeit. Die Gefahr, daß ihre Gestalten in unwirkliche seelische Haltungen hineingesteigert wurden, lag allzu nahe. Der Mut der alten Frau, brennende soziale und politische Probleme anzupacken, ist nur zu bewundern. Aber Fehlurteile blieben natürlich nicht aus. Auch das zweite Erinnerungsbuch, „Hannekens große Fahrt“, hat nicht mehr den geschlossenen Aufbau des Hannekenbuches, doch verdanken wir ihm ein eindrucksvolles Bild der Jahrzehnte nach der Jahrhundertwende.

Johanna Wolff nimmt aber auch sehr kritisch und oft mit einer fast männlichen Härte Stellung zu den Geschehnissen der Zeit, die bestimmt wurden durch die großen Tragödien und Umwandlungen, die zwei Weltkriege mit sich brachten.

„Die Hauptsache waren damals „Sensationen“, immer neue . . . und nicht immer schöne. Alles wurde dem Stürmen geopfert. Es war die Zeit der Unbeherrschtheit im Wesen, wie in allen Dingen:

Was altmodische Leute Zuchtlosigkeit nannten, trug die Etikette Freiheit. Ausleben mußte man sich, und dies Ausleben . . . du liebe Zeit, es war doch nur ein recht klägliches die Zügel schießen lassen zwischen lauter ungefestigten Menschen! — Langsam ging das alles nachher über in die vielen „Süchte“: Morphinum, Cocain und derartig schöne Dinge, die nach dem Krieg, als wieder ein um jeden Preis Sichausleben zur Tagesordnung wurde, die deutsche Welt und wohl auch die übrige, verseuchte. Damals kannte man den „Salonbolschewismus“ noch nicht, die Richtung entbehrte noch des politischen Gewandes, aber im Grunde war es doch dieselbe Verfallserscheinung: Maßlosigkeit in allem, Trinken, Rauchen, die Nächte zum Tage machen und die Tage verwüsten. Was Wunder, wenn sich aus alledem eine Katastrophe heraussteigerte!

„Zucht“ ist immer ein unbeliebtes Wort gewesen, als Tatsache aber ist sie schon etwas machtvoll Gutes! Sich gehen lassen und schlenkern

lassen, die eigene liebe Psyche päppeln, sich im Chaos betäuben, das war „guter Ton!“ Nur nichts Gefestigtes, in Grenzen Geschlossenes, weder im täglichen Leben noch gar in der Kunst. Ziellosigkeit und Unfähigkeit triumphierte auf der ganzen Linie, und wer wirklich etwas konnte, galt als Philister. Die Welt ist ja denn auch danach geworden.“

Die weitverzweigten Handelsbeziehungen ihres Mannes brachten es mit sich, daß Johanna Wolff ihn auf ausgedehnten Reisen begleitete. Abgesehen von fast allen europäischen Staaten sollte sie Sibirien, die Krim, Indien, Konstantinopel, Agypten, Algier und auch Südamerika kennenlernen. Die Reisen, besonders in den Orient, waren damals oft mit erheblichen Beschwerden und Anstrengungen verbunden.

Hanneken, immer noch das unverbildete Naturkind — sie spricht einmal von ihrer „gottgegebenen Einfalt!“ — läßt die große Vergangenheit untergegangener Kulturen gewaltig auf sich wirken. Aber ihr Hauptinteresse widmete sie den Menschen der Gegenwart und ihren oft so schweren Lebensbedingungen. Ihre ganze Freude sind die Kinder, zu denen sie schnell ein gutes Verhältnis fand, auch wenn sie deren Sprache nicht verstand. Natürlich konnte sie sich nicht mehr alles aneignen an großen Kulturgütern und Kunstwerken, was dem Mann von Jugend an zum selbstverständlichen geistigen Besitz geworden war. Wer kennt nicht die Unersättlichkeit eines Kunstfreundes und die lähmende Ermüdung eines Laien bei Museumsbesuchen? Hanneken erzählt:

„Er vergaß Essen und Trinken darüber, sie war immerfort hungrig und durstig. War er so recht schauversunken, so merkte er wohl ein leises Zupfen und sah, wie sie die Uhr in der Hand hielt. Dann seufzte er manchmal ein wenig, wurde aber nie verdrießlich oder ließ sie die Barbarei ihrer Unbildung entgelten. In der Gemäldeherrlichkeit des Vatikans verlor er sie einmal ganz aus den Augen, um sie nach etlichem Suchen durch die Reihe der Säle im Korridor aufzufinden, wo sie mit hingebendem Staunen dem Erfolg eines Staubsaugers zusah, der die päpstlichen Läufer bearbeitete. „Wie neu!“ rief sie entzückt, „wie neu!“ Ihre Begeisterung für das unlängst erfundene Hausgerät, das sie hier zum ersten Male sah, machte ihn lachen. Hätte man ihr die Wahl gelassen zwischen diesem Ding und einem der wunderbaren Gemälde, sie hätte entschieden nach dem Staubsauger gegriffen!“

Auch in Johanna Wolffs Gedichten findet sich der Niederschlag solcher Erlebnisse, aber die Fernsehnsucht des Vaters, die auch sie in ihren jungen Jahren so bedrängte, scheint erloschen zu sein, nachdem sie in die weite Welt des Geistes vorgedrungen war.

Schaffen war für sie mehr als erleben. Immer war sie froh, wieder daheim zu sein, und beglückender als alle Reisen war für sie das Landhaus, das der Mann in der Rissener Heide baute. Da endlich fand sie echte Heimat, fand sie ein Stück Erde, das sie selbst bearbeitete, bepflanzte und besäte, das Obst und Beeren und Gemüse brachte, an dem in den Kriegsjahren so viele Bedürftige teilhaben konnten. Wer die Rissener Heide hinter Blankenese, hoch überm Elbufer kennt, weiß, daß Johanna Wolff dort ein Stück Ostpreußen wiedergefunden hat.

Durch den unglücklichen Krieg, die Wirren der Revolution, die Katastrophe der Geldentwertung ging dieses Paradies, in dem Hanneken eine ganze Zeit lang genesende Soldaten betreute, wieder verloren. Die Strapazen der Hungerjahre, die seelischen Erschütterungen um das geliebte Vaterland untergruben Gesundheit und Widerstandskraft des altgewordenen Ehepaares. Nach jahrelangem Hin und Her zwischen der Notwendigkeit, aus gesundheitlichen Gründen, im Süden zu leben und der Sehnsucht nach der norddeutschen Heimat, siedelten sie sich endgültig in Orselina-Locarno am Lago Maggiore an. Je ferner die Heimat, umso enger scheint die seelische Verbundenheit, umso größer die Sehnsucht zu sein. „Volk! Das sind wir alle!“ ist ihr Wahlspruch, der das starke Gefühl der Verantwortung einschließt, nach dem sie ihr Leben ausgerichtet hat. Sie, die als zwölfjähriges Kind den Krieg 1870/71 bewußt miterlebte und damals stolz war, sich durch Schreiben und Vorlesen von Feldpostbriefen in der Nachbarschaft nützlich machen zu können, sie empfand den unglücklichen Ausgang des Ersten Weltkrieges und die Härte des Versailler Vertrages als bittere Schande. Ihr Gedicht: „Ich hatte einst ein schönes Vaterland“ wurde während der Rheinlandbesetzung heimlich in den Gruben der Bergwerke gesungen. Und der Gedanke um die Not des Vaterlandes sollte sie nicht mehr loslassen!

Ich hatte einst ein schönes Vaterland!
Da liegt mein Saitenspiel, ich hab's zerschlagen.
Wenn sie mich draußen nach der Heimat fragen,
ich winke müde, müde mit der Hand
und sage abgewandt:
Ich hatte einst ein schönes Vaterland!

Ich hatte einst ein schönes Vaterland!
Wer wollte noch mit Stolz von Deutschland sprechen —
Ich lehn den grauen Kopf an fremde Wand,
faß meines Kindes Hand:
Wir hatten einst ein schönes Vaterland!

Im Jahre 1930 — Hanneken war 72 Jahre alt — fuhr sie mit ihrem Mann nach Ostpreußen, um in Tilsit den Ehrenbürgerbrief ihrer Vaterstadt entgegenzunehmen. Das waren große Tage für das ehemalige Stadtwaisenkind! Es ist verständlich, daß sie in dem Buch von ihrer großen Fahrt ausführlich berichtet. Es waren auch große Tage für die Tilsiter, für die Kinder der Meerwischschule, wo ja auch Johanna Wolff einmal das Lesen gelernt hatte und nicht zuletzt für die Schuster, die stolz ihre Innungsfahne im Festsaal aufbauen durften. War es doch eine aus ihrem Stande, die zu so hohen Ehren emporgestiegen war. — Hanneken war glücklich! —

Zwar hatten sich die Stätten der Kindheit ganz und gar verändert, aber es waren doch immer noch Menschen da, mit denen sie zusammen Kind gewesen. Es waren der Ehrungen und Anstrengungen fast zu viel für die alte, herzkranken Frau. Es folgten einige erholsame Tage in Georgenswalde, von dem sogar der weltgereiste Mann, der seltsamerweise vorher niemals mit ihr in den Osten gefahren war, zugeben mußte, daß es mit zu dem Schönsten gehöre, was er je gesehen.

Begrüßung
der
Dichterin Johanna Wolff
durch die Meerwischer Schule

Tilsit, den 25. Juni 1930.



Programm der Feierstunde für Johanna Wolff in der Meerwischer Schule:

- | | |
|--|------------------------------|
| 1. Klaviervortrag | 7. Lieder: |
| 2. Gedicht: „Aus der Fremde“ | „Vor dem kleinen Haus“ |
| 3. Begrüßungsworte des Rektors | „Wiegenlied“ |
| 4. Schülerchor: „Deutsche Heimat“ | 8. Gedicht: „Wiegenlied“ |
| 5. Gedichte: | 9. Schülerchor: „Luftballon“ |
| „Ich hatte einst ein schönes
Vaterland“ | 10. Gedichte: |
| „Noch aber sind wir die Alten“ | „Wiegenlied“ |
| 6. Schülerchor: „Volkslied“ | „Pitsch, patsch“ |
| | 11. Schülerchor: „Holdchen“ |
-

Eins der beglückendsten Geschenke der Stadt Tilsit war das Ehrengrab, das man ihr und ihrem Mann zugesichert hatte. „Heimaterde, das ist etwas!“ schrieb sie und ahnte noch nicht, daß beides, Ehrenbürgerbrief und Ehrengrab ihr wenige Jahre später von der nationalsozialistischen Regierung wieder aberkannt werden sollte! Es ging um die niemals voll bestätigte Vermutung, daß ein Großvater ihres Mannes jüdischer Abkunft gewesen sei! Es war dies die bitterste Enttäuschung in Johanna Wolffs Leben, die sie nie verwunden hat, gewiß das Einzige, von dem sie nicht sagen konnte: Es muß gelebt werden. Dabei war in jenen Jahren kaum eine Frau auf sozialem und politischem Gebiet so „engagiert“ wie Johanna Wolff, war so erfüllt von den Tugenden alter preußischer Disziplin. Aus dieser Tradition heraus hatte sie anfangs den Nationalsozialismus, besonders den Arbeitsdienst, mit einiger Zuversicht begrüßt, wenn auch von Anfang an nicht ohne Bedenken: „Da ist viel Jauchzen und viel Hosiannarufen und Palmenstreuern um ihn herum gewesen, und wenn der Mann klug ist, wird er wissen, was er davon zu halten hat!“ Er war nicht klug.

Nun verschatteten Bitternis und brennende, hoffnungslose Sorge um die geliebte Heimat die letzten Lebensjahre des Hanneken. Sie war müde geworden am Leben, müde auch der Menschen mit all ihren Wünschen und Hoffnungen. Was ihr geblieben, war die Zwiesprache mit Wolke und Wind, mit Sonne und Mond, mit Blume und Baum, und mit all dem kleinen Getier, das sie von der Terrasse der schönen „Eremitage“ hoch überm Lago Maggiore beobachtete. Es blieb die Zwiesprache mit dem Mann, ihrem liebsten Menschen, und die Zwiesprache mit Gott.

Seit ihren Kindertagen war sie diesem Gott, der für sie über allem Kirchenglauben stand, auf eine seltsame Weise nahe und zugleich fern gewesen. Sie hatte mit ihm gerungen, wie Jakob mit dem Engel rang und war von ihm gesegnet worden.

Dich suche ich, du Ewiger, in vielen Himmeln
ich frag nach dir, und meine Seele dürstet
und findet keine Antwort — alles stumm.
Das Leben steht mir steil zu Häupten, Herr,
wie ein Wacholder, stachlig, dunkel, hart,
voll bitterer Beeren starren Zweig und Ast.

Du Gottgeheimnis über meinem Scheitel,
wie bin ich müd!
Das Herz im Leibe klopft so schmerzhaft bang,
und schwer und mühsam stoße ich den Odem
aus der beengten Brust.

Komm, dunkler Engel, öffne mir das Tor
und laß mich durch die Pforte schreiten
einmal und nicht wieder!
Auf andern Sternen wartet andres Sein,
da will ich schlafen und der Ruhe pflegen,
so wird mir wachsen das Gewand, das trägt.
Ich hör ein Gleiten wie vom samtnen Mantel
und neige stumm das Haupt —
der Mantel fällt.



Über den hohen Bergen,
über Erdental und Gipfelhöhn,
liegen offen sieben Himmelreiche
wundersam und schön.

Über den hohen Bergen,
mitten in der Urgestirne Glanz,
wohnt der liebe Gott ganz mit sich selber
ohne Heiligen-Kranz.

Über den hohen Bergen,
über Erdental und Gipfelhöhn,
wandert eine arme Menschenseele,
Ihn zu sehn . . .

Johanna Wolff starb am 5. Mai 1943 in Locarno-Orselina. Ihr Mann folgte ihr kurz darauf, nachdem alles nach ihren Wünschen geregelt war. Das Leben hatte für ihn seinen Sinn verloren.

Das Grab ist schwer zu finden. Es liegt in Mergoscia auf einem abgelegenen, verwilderten Bergfriedhof hoch über Locarno. Die graue Steinplatte trägt nur den einen Namen: Hanneken. Darunter stehen die Abschiedsworte ihres Mannes: Keiner hat Dich genug geliebt! Es liegt eine erschütternde Klage, und Anklage in diesen Abschiedsworten an eine Dichterin, die im Sterben auf allen Ruhm und Nachruhm verzichtete und nichts sein wollte als ein Mensch. Denn „Mensch sein, das ist etwas!“, sagte Johanna Wolff, das Hanneken aus Tilsit.

Ich warte auf die Nacht, die kühle;
mit ihrer wundervollen Ruh
deckt sie das irrende Bewegen
der müd gewordenen Seele zu.

Ich warte auf das große Schweigen;
sacht rauscht dein Mantel, stiller Tod;
gesäumt um deine nächtgen Flügel
trägst du das junge Morgenrot.

Du große Nacht, da ist kein Grauen;
Tod ist das unverständne Spiel,
das ewige Leben aufzubauen;
das Gleichnis stirbt, es lebt das Ziel.



Alt werden . . .

Alt werden heißt, sich bescheiden,
alt werden heißt, einsam sein.
Sie hingen dir einst an der Schürze
und ließen dich dann allein.
Sie tanzten dir auf dem Schoße,
jetzt treten sie dir aufs Herz.
Alt werden heißt, sich bescheiden
und lächeln auch im Schmerz.

Alt werden heißt still verzichten,
wenn Jungsein zu Jungsein hält,
sie entwachsen, entwachsen dem Neste
und flogen fort in die Welt.
Sie atmen mit purpurnen Lippen,
die Augen so blink und so blank, —
alt werden heißt still verzichten,
nicht warten auf Menschen-Dank.

Alt werden heißt Leben — Sterben
und fröhliches Auferstehn
und segnen, wenn neue Geschlechter
auf Wegen von heute gehn.
Fern Wiegengesänge und Märchen,
die Tage stehen nicht still. —
Alt werden heißt leben und sterben
wie Gott es will. —

Aus „Das Notstandsjahr“

... Und Hanneken ging aus auf die Tabaksplantagen, um die hartgefrorenen kahlen Strünke zu brechen; wenn man mit dem Holzschuh dagegen stieß, sprangen sie ab wie Glas. Wie Reisig tat man sie zusammen in große Bündel und trug sie heim, lichterloh brannten sie im Ofen oder unter dem Dreifuß, auf dem roten Ziegelherd, ihr Dunst war gut zu riechen, aber die Wärme hielt nicht vor.

Ungezählte Bündel stieß Hanneken zusammen und schleppte sie nach Hause; es fühlte eine Erleichterung darin, die lastende Not für sein Teil erträglicher zu machen.

Manchmal wollten die Eigentümer der Plantagen selber ihre Tabakstrünke brechen und wiesen das Kind fort, dann lief's oft weithin, ein anderes Feld zu finden. Oder wenn der Schnee dünn lag, sammelte es Reisig in den Putzschinen. Alles, nur nicht mit leeren Händen nach Hause zurückkehren, um das Stückchen trocken Brot und die Schrottsuppe unverdient in Empfang zu nehmen. Da der Ofen die Wärme nicht hielt, wurde der Topf mit der Suppe ins Bettstroh gesteckt und die Betten darüber gepackt; waren die Hände zu kalt und steif, so hielt man sie an diese warme Stelle, die schließlich die einzige im Hause war.

Und das Schweigen wurde immer dumpfer, und der Mangel immer beißender, Heiner konnte nicht mehr satt werden und ging fort von Tilsit nach Rauschen

und Cranz, um zu sehen, ob er dort etwas Arbeit bekäme bei der Bernsteinfischerei. Lange Zeit hörte man nichts von ihm . . .

Die letzten Kartoffeln erfroren unter der Bettstatt; abgekocht waren sie dann schwärzlich und zäh, der Geruch war sehr unangenehm. Man rieb sie dann auf dem Reibeisen und versuchte, sie in heißer Asche zu backen, aber es schmeckte nicht, so kroch man oft ohne zu essen ins Bett.

Eines Morgens erwachte Hanneken sehr hungrig; grauschwarze Dämmerung schien durch das dickbefrorene Fenster. Der Schnee saß so hoch auf den Scheiben innen, daß Frau Errelat ihn mit einem Blechlöffel in die Schüssel schabte, da wurde die Dämmerung bläulich. Und dann saß die alte Frau vor ihrer Lade und holte ihr Traukleid heraus und das große Umschlagtuch und das gute, lange Totenhemd, das sie sich beiseite getan hatte. Hanneken sah, wie sie den Kopf auf die Sachen legte und sich krampfte, die Tränen liefen ihr über das harte Gesicht und tropften auf das bißchen Habe. Zwei Kissen wurden noch hinzugetan und fort schlich Frau Errelat in aller Frühe, damit man's nicht gewahr werden sollte. Sie war noch nie im Leihhaus gewesen.

Mäusetänzchen

In der stillen, blauen Nacht,
wenn das Kindchen nicht mehr wacht,
kommt ein Mondenscheinchen,
sieht die blanken Beinchen
und lacht.

Wie ein kleiner Wonnekloß
liegt das Kindchen nackt und bloß;
schlüpft ein junges Mäuschen
aus seinem Knupperhäuschen,
so groß!

Schleicht das Mäuschen sachte, sacht,
durch die stille, blaue Nacht,
mit dem Ringelschwänzchen
hats ein Mäusetänzchen
gemacht.

Pitsch patsch

Das Lenchen und das Lieschen
die machten einen Tanz,
das Lenchen trug ein Hütchen,
das Lieschen einen Kranz.

Das Lenchen riß dem Lieschen
sein Kränzelein entzwei,
das Lieschen stapft aufs Hütchen,
da war der Spaß vorbei.

Das Kränzchen und das Hütchen
nahm Spitz, der Hund, ei, ei!
Das Ende von dem Liedchen:
Pitsch — patsch — für alle drei.



An Hannekens Grab

Es ist ein merkwürdiges Gefühl, wenn wir unvermittelt vor der Ruhestätte eines Menschen aus unserer Heimat stehen, den wir zwar nicht persönlich gekannt haben, dessen Name uns aber aus seinen Werken vertraut ist. So ging es dem aus Wehlau stammenden Maler Erich Behrendt. Auf seiner Reise entdeckte er unvermutet das Grab von Johanna Wolff. Er berichtet darüber: „Ich bin oft auf dem Friedhof von Mergoscia gewesen. Neben der alten Barockkirche dieses einzigartigen, romantischen und einsamen Bergdorfes oberhalb Locarnos liegt er an einem mit Kastanien und Wein bewachsenen steilen Hang. Eng zusammengedrückt auf dem hier kostbaren ebenen Boden stehen die für unser Gefühl nicht gerade schönen, aber sicher sehr teuren Grabkapellen der angesehensten Familien des Dorfes, der Perrini, der Rusconi, der Giannini. Großartig ist der Ausblick: das tief eingegrabene Bett der Verzasca, der Lago Maggiore und der majestätische Fizzogorno. Von diesem Anblick immer aufs neue begeistert, entschloß ich mich, erst am letzten Ferientag die Gräber genauer zu betrachten. Ich war überrascht, unter den vielen italienischen Grabinschriften in einer Mauerecke eine einfache Tafel zu sehen mit der schlichten Aufschrift: „HANNEKEN“ darunter in zwei kleinen Zeilen: „Keiner war gut genug zu Dir.“

Unser Wirt gab in einem Gemisch von französisch und italienisch Auskunft:

„Ah, Anneken! Eine deutsche Schriftstellerin. Sie hieß Wolff, Johanna Wolff, ihr Mann war ebenfalls Schriftsteller, reiche Leute, wohnten in Orselina in einer großen Villa. Als sie starb, wurde sie hier beerdigt, es war ihr Wunsch. Sie hing sehr an Mergoscia, sie kam immer wieder hierher.“

Ihr Mann starb drei Tage später. Er wollte ohne sie nicht mehr leben, das weiß man. Gute Leute, haben viel Gutes getan. Das Testament enthielt große Stiftungen für wohltätige Zwecke, ihr großer Besitz wurde dem Gärtner vermacht, der dafür das Grab pflegen sollte.

Ja, der ist auch schon tot, nun kümmert sich niemand mehr darum, es ist nichts mehr da, nur die Tafel und — Gras, viel Gras, und an der Mauer spielen die Eidechsen ...“

Aus dem Schaffen von Johanna Wolff

Namenlos, Frauenlieder
Du schönes Leben, Dichtungen
Hanneken, Erzählung
Hannekens große Fahrt, Erzählung
Von Mensch zu Mensch, Gedichte
Schwiegermütter, kleine Erzählungen
Hans Peter Kromm, der Lebendige, Roman
Der liebe Gott auf Urlaub, Legenden
Lebendige Spur, Gedichte
Die Grabe-Dore, Erzählung
Mutter Trapp, Erzählung

(Diese Aufstellung soll den Interessierten helfen, sich das eine oder andere Werk antiquarisch beschaffen zu können.)

Bildnachweis

- Umschlagbilder: Tilsit, Königin-Luise-Brücke und Schenkendorfplatz mit Rathaus (Fotoarchiv Landsmannschaft Ostpreußen, Hamburg).
- Seite 7: Gedicht „Gestern — heute“ in der Handschrift von Johanna Wolff.
- Seite 9: Johanna Wolff in jungen Jahren als Rote-Kreuz-Schwester.
- Seite 11: Johanna Wolff, aufgenommen in den ersten Ehejahren mit Gustav Wolff, vor dem 1. Weltkrieg.
- Seite 16: Umschlagbild des Programms der Feierstunde zur Begrüßung der Dichterin durch die Meerwischer Schule, von einem Schulkind gezeichnet.
- Seite 18: „Eremitage“ in Orselina, Locarno.
- Seite 20: Johanna Wolff am 12. November 1932.
(Alle aus dem Johanna-Wolff-Archiv, Heinz Grothe, Berlin)
- Seite 22: Zeichnung „Hannekens Grab“ von Erich Behrendt (Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Ostpreußenblattes)

